

FILM

„Gegen die Gänsehaut anspielen“

Die Theater- und Filmschauspielerin Katharina Schüttler, 30, gerade mit dem Ulrich-Wildgruber-Preis ausgezeichnet, über ihre Rolle im deutschen Kinofilm „Die zwei Leben des Daniel Shore“, der in dieser Woche anläuft

SPIEGEL: In Ihrem neuen Film reden Sie davon, Männer seien „unerträglich langweilig“, manchen müsse man gar das „Knie in die Eier rammen“. Wie kommt es, dass Sie so oft angeknackste, sogar nervensägende Frauen spielen?



Schüttler, Kinski

Schüttler: Ich habe gar nicht das Gefühl, dass sich meine Rollen so sehr gleichen. Aber ich gebe zu, dass kaputte Charaktere grundsätzlich interessanter sind für einen Schauspieler als Figuren, die immer nur strahlen. In „Die zwei Leben des Daniel Shore“ spiele ich eine Studentin, die in einem düsteren Mietshaus lebt und dem schüchternen jungen Mann nachstellt, der

neu eingezogen ist. Das Haus ist geprägt von einer seltsamen Atmosphäre, es bildet eine krude, auch ein bisschen komische Parallelwelt zur Realität draußen. Dieses unheimliche Universum hat mich gereizt.

SPIEGEL: Ist es ein Zufall, dass dieses Horrorhaus in der deutschen Provinz, in Stuttgart, steht?

Schüttler: Der Regisseur Michael Dreher und sein Team haben das Innere des Hauses gar nicht in Stuttgart aufgebaut, sondern in einer ehemaligen Fabrikhalle in Korb. Und weil es Winter war, war es dort schrecklich kalt, meistens so um die vier Grad plus. Vielleicht spürt man manchmal, dass ich in Rock und T-Shirt gegen Frösteln und Gänsehaut anspielen und so tun musste, als ob ich im kuscheligen Wohnzimmer säße.

SPIEGEL: Es verstärkt den Grusel, dass der Kerl, dem Sie im Film auf die Pelle rücken, von Nikolai Kinski gespielt wird, dem Sohn des großen Schreckensdarstellers Klaus Kinski.

Schüttler: Nikolai ist ein ganz besonderer Schauspieler. Er ist sehr fein und ruhig und das Gegenteil eines Egozentrikers. In der Rolle dieses Mannes im Film, der gerade in Marokko in einen Mord verstrickt wurde, wirkt er gerade deshalb so eindringlich, weil er sich auf eine phänomenale Art zurücknimmt. Je weiter er in aller Stille in die eigene Tiefe gräbt, desto mehr ist er zum Fürchten.



LITERATUR

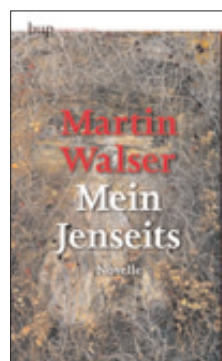
Die Achse des Ich

Professor Feinlein ist krank. Er leidet an unglücklicher Liebe; es handelt sich um ein chronisches Leiden. Die Frau, die er liebt, ist zum zweiten Mal verheiratet. Der Mann, mit dem sie lebt, ist jung, vital und selbstbewusst, zudem ist er Feinlein peinlich nah, denn er ist sein Kollege und wird bald sein Nachfolger werden. Feinlein ist Leiter einer psychiatrischen Klinik, und als solcher weiß er genau, dass es für Krankheiten wie die seine keine Aussicht auf Gesundung gibt. Sein Nachfolger glaubt an Chemie, Feinlein nur an symbolisches Heilen. Sich selbst die Hand auflegen ist seine Spezialität. Mit einem grandiosen Auftakt führt Martin

Walser in seiner Novelle die Leser in das Leiden Augustin Feinleins ein; in schöner Unerbittlichkeit führt er aus, was zu diesem Leiden gehört: die Hoffnung auf das Unmögliche. Die bittere Lust am Schmerz. Und die nicht enden wollende Deutung der Zeichen, die Eva Maria – nur so kann die Geliebte heißen – ihm immerhin gibt. „Glauben lernt man nur, wenn einem nichts anderes übrigbleibt.“ Ein Vorfahr Feinleins war Abt in dem Kloster, in dem die Klinik residiert. Die religiöse Bewirtschung der Seele scheint Feinlein inzwischen plausibler als die, zu der er ausgebildet wurde: Sie lässt dem Menschen die Hoffnung. Folgerichtig, doch selbstverständlich

ohne Erfolg wechselt Feinlein von der Medizin ins Reich der christlichen Mystik. Sehnsucht, Furor und Eigensinn, die Drehung der Welt um die Achse des Ich – die guten alten Walser-Themen werden souverän angespielt. Auf halber Strecke allerdings scheint den Autor

die Lust an der Sache verlassen zu haben; der Erzähler wird zum Aphoristiker, die Geschichte verwinselt sich. Walsers Ausflug zum Verlag seines alten Weggefährten (und ehemaligen Suhrkamp-Manns) Gottfried Honnefelder ist so eher ein publizistischer als literarischer Coup.



Martin Walser: „Mein Jenseits“. Berlin University Press, Berlin; 120 Seiten; 19,90 Euro.